

(Nachdruck verboten.)

Hanna.

8) Roman von Peter Egge.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Adele Reustädter.

Im Zelte wurde ein lustiger Walzer auf dem Leierkasten gespielt. Eine dicke Frau sah wie eine unförmliche Masse in einem Stuhle vor dem Eingang und winkte und nickte die Leute herbei.

Hanna sah auf das Gaukelspiel, während sie immer weiter ging und den Pferden und betrunkenen Leuten und den Marktischen auswich. Die Leierkasten quieschten in allen Zelten und aus vielen der niederen Häuser auf der unteren Seite des Plazes. Das Volk strömte zu Thüren hinein, über denen zu lesen stand: „Ausfluß von Bier und Wein“.

Nein, hier auf der Niederung war es heute ungemüthlich! Der Markt, den Hanna vor vierzehn . . . fünfzehn Jahren gesehen hatte, war doch nicht so . . . Oder vielleicht erschien es ihr nur so? Es war so lange her! Es schien, als habe sie alles nicht erlebt, nur geträumt oder darüber gelesen . . . Wie still und ruhig droben jetzt alle Hügel lagen! Der Fluß war heute richtig schön und klar.

Eine Drehorgel kreischte dicht neben Hanna auf. „Pu! Sie eilte weiter . . . Und Johannes! Er wartete gewiß, der Arme.“

Als sie den Weg einschlug, der nach der Höhe hinauf führte, fuhr eine Droschke vorüber. Hanna sah zufällig auf und bemerkte den Herrn, der im Wagen saß. Sie blieb plötzlich wie angepörselt stehen und wurde puterrot. Dann lief sie weiter. Der Herr im Wagen stutzte und sah ihr nach. Sie spürte seinen Blick im Rücken, so lange sie den Wagen hinter sich rasselnd hörte. Oben am Hügel blieb sie stehen und schnappte nach Luft. Ihre Knie zitterten. Dann lief sie wieder, schwankte über den Weg, während die Leierkasten hinter ihr heulten. Der Marktlärm wurde zum Gelächter und Hohn und zum Murmeln des Volkschwarmes. Alle launten sie und glockten sie an und zeigten mit den Fingern auf sie.

Weit oben ging sie langsamer und hielt die Hand ans Herz, das so beängstigend stark klopfte. Sie war sehr bleich, und große Schweißtropfen rannen über ihr Gesicht.

Der Marktlärm lag weit unten. Es klang wie das leise Amurren eines gereizten Raubtieres.

Eine Stunde später kehrte Holthe zurück. Hanna saß in der Stube und lernte Geschichte. Die Thür zur Veranda war geschlossen. Sie legte schnell das Buch fort und erzählte von ihrem Markttag. Sie sah, daß er lächelte; aber sie versuchte darüber hinwegzugehen, erzählte fieberhaft schnell und sehr ernsthaft, sah ihn nicht an.

„Du fandest es zu Hause also doch langweilig? Du wolltest es nicht glauben, als ich ging. . .“

Aber jetzt konnte sie sich nicht länger halten. Sie mußte lachen, ob sie wollte oder nicht.

„Nein, ich ging nicht, weil es hier langweilig war; aber Martha jagte, daß heute der Einkaufstag der Damen sei, und das wollte ich mir ansehen.“

„So . . . ja . . . natürlich. Weißt Du, woran ich denken mußte, während Du hier allein sahest? Wir reisen nächsten Herbst. Nun haben wir zwei Jahre hier gehockt. Wir bleiben einen Winter in Deutschland und Frankreich und fahren über Kopenhagen.“

Sie wandte sich im Stuhle schnell nach ihm um.

„Willst Du das wirklich?“

„Ja. Aber Du willst vielleicht nicht?“

Sie sah einen Augenblick und dachte über etwas nach. Dann erhob sie sich und ging zu ihm, da er mitten im Zimmer stand, zerrte ein wenig einen Knopf an seinem Rock, als bäte sie wegen des folgenden um Entschuldigung.

„Aber dann mußt Du mir versprechen, deutsch und französisch mit mir zu lernen. Sonst ziehe ich ja wenig Nutzen aus der Reise.“

Er antwortete nicht, sah sie nur an und lächelte.

„Wenn auch nicht oft, so doch ein paar Stunden die Woche.“

Sie zog stärker am Knopf.

„Wenn Du fleißig sein willst, so . . .“

Sie drehte sich auf dem Absatz herum und lächelte.

Spät am Abend ging sie auf die Veranda und sah ins Weite. Die Stadt, und der Fjord und die Hügel lagen so ruhig, als lauschten sie dem Marktlärm, der geschwunden war — weit geschwunden. Der Himmel war mattklar, ohne Wolken, ohne Sterne. Auf der Niederung und in den Straßen sah man nur einzelne bewegliche schwarze Punkte. Es waren Nachtwächter und Schulkente. Sonst war nichts Lebendiges zu sehen. Löhne klangen zu ihr herauf. Sie erreichten sie nur vereinzelt. Sobald sie sie hörte oder zu hören glaubte, lauschte sie gespannt; aber sie verhallten, bevor sie dieselben ordentlich erfaßte. Unten am oberen Wege zankten zwei Stimmen. Eine Thüre wurde zugeschlagen, und dann hörte man die Zankstimmen nicht mehr. Kurz darauf rollte unten am Wege eine Droschke und zerrte die Stille, und da mußte Hanna daran denken, was ihr heute am Hügel geschehen war.

Er wohnte ja nicht in der Stadt, er verschwand wohl, sobald der Markt vorüber war. Und traf sie ihn morgen, wenn sie Arm in Arm mit Johannes ging, da wollte sie sich nicht erschrecken . . . Und nächsten Herbst reiste sie ja und blieb ein ganzes Jahr fort. Es war dumm von ihr, heute so zu erschrecken. Nur deshalb bemerkte er sie auch. Aber das nächste Mal, wenn er wagte, sie anzusehen, würde sie ihn so höhnlisch, so verächtlich anbliden . . . Oder vielleicht würde sie es nicht thun, sich nur dichter an Johannes schmiegen, und nicht dorthin sehen, wo er ging . . . Nein, daß sie sich heute so erschrecken mußte! Es war so ärgerlich wirklich so ärgerlich! In der Schule war sie doch mutig genug gewesen! Alle hatten ihr das gesagt . . .

„Hanna, willst Du nicht schlafen?“

„Jetzt komme ich, Johannes.“

III.

In einem Nachmittag im August desselben Jahres stand Holthe am Fenster seines Arbeitszimmers und wartete darauf, daß Hanna über den Hügel gefahren kam.

Er war selbst draußen gewesen und hatte angespannt. Er pflegte es zu thun, wenn seine Frau fahren sollte. Als er in sein Zimmer trat, um die Durchsicht seiner Geschäftsbücher fortzusetzen, bemerkte er, daß es zum Schreiben zu finster war. Und so ging er ans Fenster.

Da kam sie! . . . Wie langsam es über den Hügel hinabging. Aber sie ließ wohl das Pferd ausholen, wenn sie erst in die Niederung kam. Sie konnte übrigens dem drallen Falben wohl einen Schlag verzeihen. Er stand die ganze Woche im Stall und fraß sich fett. Gott, so konnte sie durch die Stadt fahren . . . immer im schnellen Trab. Er würde es gerne sehen, wenn sie eines schönen Tages wegen unberantwortlichen Fahrens zu einer Geldstrafe verurteilt würde! Sie wollte sich wohl ein wenig zeigen, und wenn sie es nicht in einem Ballsaal thun konnte, so mußte es im Wagen geschehen. Wenn sie nicht die Freundin der feinen Damen werden wollte oder konnte, so wollte sie jedenfalls Aufsehen erregen, die Neugierde jener herausfordern. . . . Daß sie, das arme Mädchen, nicht einer Freundin bedufte, der sie sich in ihrer Wohnung zeigen, mit der sie über ein neues Kleid schwachen, eine, mit der zusammen sie sich „fühlen“ konnte. . . . Es wäre doch natürlich gewesen. . . . Sie konnte sich doch wirklich naiv genug über das Neue freuen, obgleich sie schon länger als ein Jahr hier war. . . . Wie jetzt zum Beispiel über den neuen Einspänner. . . .“

Da bog sie in die Niederung hinab. . . . Qui! Im Trab! Die Arme gestreckt und die Zügel stramm. Sie war ganz „sthlisch“. Man sah ihr wohl nach?! . . .

Er lächelte.

„Warum willst Du immer fahren, wenn Du nach der Stadt sollst?“

Sie sah wirklich komisch aus, als sie versuchte ernst zu sein, als sie antwortete:

„Das weißt Du wohl. Wenn ich fahre, komme ich früher zurück.“

Ein schöner Grund!

Er lachte still, daß es in ihm glückte und ging ins Zimmer

zurück. Er setzte sich auf den Stuhl vor das Schreibpult und blieb lange sitzen. . .

Ja, sie konnte sich freuen, und sie verhalf ihm auch dazu. Diese Auslandsreise war für sie gewiß das gelobte Land. Sie erwartete wohl noch mehr von der Auslandsreise. Das begriff er wohl. Je mehr die Zeit verstrich, desto mehr Dinge erfaßte sie, die sie sehen, hören, lernen mußte, Dinge, an die sie in der ersten Freude nicht gedacht hatte. Wenn er so tief wie sie hätte blicken können, daß er jeden Winkel in ihr gekannt hätte. O, das wäre wohl ebenso gewesen. Es lag ja etwas in ihm, daß ihn so besonders eng an sie fesselte, daß sie immer so neu, so frisch, so witzbegierig war, daß ihr geistiges Wachstum nie stille stand. Deshalb war sie ihm jetzt auch so viel näher gekommen, als zur Zeit ihrer Heirat. Und er würde sie sich zu erhalten wissen, so viele neue Menschen sie auch draußen traf. Sie würde sich ihm stets anpassen; denn sie besaß die Elastizität, die eine junge, begabte Frau haben kann.

Er sah auf die große Photographie seiner Frau, die auf dem Schreibtisch stand. Sie war in dem ersten Monat ihrer Ehe angefertigt. Das Gesicht war voller, ernster als jetzt; aber die Dämmerung vermischt halb die Züge und dadurch bildete sich seine Phantasie ein anderes Bild, als es die Photographie zeigte. Er sah sie so, wie sie jetzt war.

Ein wahres Glück, daß sie keinen Schwermuttsrückfall hatte! Wenn sie ein Kind bekommen konnte, so war daran nicht länger zu denken. . . . Aber die Reise mußte ihr helfen, mußte sie in sich gefestigter machen, ihr das ganze Gleichgewicht geben, das sie verloren.

Nach einer Weile schlug er das Buch zu und verschloß es. Dann erhob er sich und ging in die Wohnstube. Hier ließ er Martha die Lampe anzünden, ging auf die Veranda und sah ins Weite. Kam sie nicht bald?

Die Gaslaternen brannten in Reih' und Glied; einander so nahe in der Stadt und am Hafen, als seien sie an einer Schnur durch die Straßen und über die Mole gezogen. Nur einige Sterne blitzten hervor. Das Stadtleben hörte er wie einen fernen Lärm. Dort unten am Hügel kam der Einspänner.

Er ging hinein und begann zu lesen, bis der Wagen auf den Hofplatz fuhr. Da ging er hinaus. Im Entree traf er seine Frau und Alfred Hjelm.

„Guten Tag, Johannes! Hier hast Du mich wohl und munter,“ rief Hjelm aufgeräumt.

„Guten Tag, weißt Du in dieser Gegend?“

„Zawohl. Kam heute früh mit dem Schnellzuge von Hamar und wurde jetzt von Deiner Frau hier herauf befördert. Traf Deine Frau — vielen Dank für die Fahrt, gnädige Frau! — im Buchladen von Christi. . .“

Hanna ging in die Küche, und die Herren traten in die Wohnstube. Hjelm sprach ununterbrochen.

„Zum Teufel, wo hast Du die reizende Frau gefunden?“

„Unten in Smaalshnen!“

„Verflucht die! Ich stehe dort mit Sörensen zusammen am Ladentisch — wir nannten ihn Loddv Sörensen — und sage ihm, daß ich zu Dir hinaufgehen will, und da sagt er: „Dort kannst Du Frau Holthe sehen. Das ist ihr Einspänner, der draußen steht.“ Ich stellte mich vor und lud mich selbst ein, mit heraufzufahren. . . . Bei Gott, hier ist es fein!“

Er sah sich im Zimmer um.

„Wichtig nobel. Ja so, Du bist Landwirt geworden! . . . Das war nicht das Schlimmste! Nein, ich bin Rechtsanwält und Liberaler. Aber Du bist wohl rechts?“

„Ich besaße mich nicht mit Politik.“

„Das heißt, Du bist rechts. Du hattest übrigens schon in den Studentenjahren schlimme Tendenzen. Aber ich will als Mann der Linken leben und sterben. Weißt Du was? Ahnst Du, weshalb ich in die Stadt gekommen bin?“

„Nein.“

„Um mich umzusehen, um das Terrain zu sondieren. Ich will nächsten Herbst hierher in meine Geburtsstadt ziehen, mich hier niederlassen. Ich habe große Pläne vor, große Pläne. Ich will meine Liebe nicht, wie Du, in einem heiligen Indifferentismus anbeten. Nein, ich will die Stadt lieben, diese schöne, verflucht feierliche Stadt, ich will sie den Klauen des Konservatismus entreißen. . . . Aber, wo bleibt Deine Frau? . . . Weißt Du, ich bin auch verheiratet.“

„Ja, ich habe gehört, Du hast Dich reich verheiratet.“

Hjelm rückte seinen kleinen, wohlbeleibten Körper bequemer auf dem Sofa zurecht.

(Fortsetzung folgt.)

Wochentage in Oberschlesien.

Von Hans Ostwald.

Die Lokomotive pfeift vor der Einfahrt. Die Kleinstadthäuser von Gleiwitz erheben sich aus dem sanftwelligen Aderland, dessen Linien in der letzten Abenddämmerung ruhiger werden, mehr ineinander fließen. Der Zug fährt langsamer.

Plötzlich fällt grell ein roter Schein durchs Wagenfenster. Gewaltige Schatten ragen, fremde, phantastische Formen huschen vorüber. . . . Da. . . wie ein ungeheurer Wurm schlingt es sich in Windungen um riesige, glühende Schildkröten.

Alle springen verwundert, unruhig auf. Selbst die Schlafenden werden jäh wach und starren hinaus. Alles schweigt. Jeder staunt erschreckt.

Und der Zug fährt langsamer, die Bremsen kreischen. Die Reisenden fallen gegen einander. Kaum einer spricht leise eine Entschuldigung. Aller Scherz ist verstiegt.

Die verlorst steigen die meisten aus, zögernd und verwirrt. Weit dehnt es sich vor den Blicken, das obereschlesische Kohlen-, Zink- und Eisenland.

Unter dem weißlichen Licht der hochschwebenden elektrischen Angeln rollen lange Züge von Kohlenwagen heran. Und auf allen Nebengeleisen stehen Güterwagen. Gleichmäßig behauene runde Stämme, die zu Grubenstößen dienen, große Maschinenteile, Eisenbahnschienen, rostige Eisenstangen, Tonnen mit Cement und Schwarzpulver, Petroleumgebinde, Brauerei- und Möbelwagen mit schreienden Nietenbuchstaben — alles sieht in unentwirrbarem Knäuel beieinander.

Und dicht daneben ragen ein paar Hochofen empor, schlauke, schwarze Säulen mit sprühendem Rauch, der in rastloser Reihenfolge neue Formen annimmt. Durch die bläulichen Streifen strahlen neue weißglühende Funtenaugen, rötliche Angeln tanzen auf den Spitzen der Flammenzungen, die grellgelb, braunrot herauslecken aus der dichten Feuermaße — schwarzer Rauch drängt sie auseinander — und wieder weißliche Funtenaugen, rötliche Angeln und immerfort wechselnde Flammenzungen. Verlöschend fallen die Funten wie abgestorbene Blätter. Die glühenden Aufsätze zerflattern, schwarzer Staub rieselt über die Erde. . . .

Die glühenden Schildkröten sind die langgestreckten Hüttengebäude, aus deren breiten, abfallenden Dächern feuriger Dampf dringt, Funtenwärme aufplattert und durchleuchteter Dampf aufsteigt. Die großen, bis auf die Erde reichenden Fenster scheinen zu brennen. So liegen sie dicht neben einander, eine ganze Reihe dieser Ungeheime. Aus einzelnen winden sich mannshohe Röhren. In rechtwinkeligen Ecken gebrochen, schräg durcheinandergezogen, ziehen sie sich um die Hütten.

Kleine Häuser, Wagen, Tragstangen umgeben die großen Bauten, kaum zu erkennen in dem flackernden Zwiellicht und den tiefen Schatten.

Langsam fuhr der Zug vorbei an dem Werk, immer zwischen Güterzügen. Als er das freie Feld erreicht hatte, da flammten überall vor und die grünlichen und schwefelgelben Lichter der Hochofen auf, aus den fernliegenden Zinkhütten strahlte es weißlich, aus den Coalsöfen rot und feurig — links, rechts, vorn und neben dem Zug, bald auf einem Hügel, bald in einer Senkung. Und überall rollten Eisenbahnen über die zerrissene Ebene. Weiterhin huschten elektrische Straßenbahnen vorüber.

Wieder und immer wieder tauchen feurige Werke auf. Auf viele Meilen, soweit das Auge sehen kann, glüht der nächtliche Himmel in dem völligen Schein. . . .

Die Sonne scheint! Es ist ein klarer Tag. Aber wenn man auf einem Hügel steht, verperrt eine Reihe regellos angebauter Häuser den Ausblick, oder ein Eisenbahndamm zieht sich vorüber, ein Schlackenberg erhebt sich, oder Ziegleien, Kalkbrüche und Kalkbrennereien, die hochragenden Förderwerke der Kohlenruben, die Schornsteinreihen der Stahlfabriken und Walzwerke, Zink- und Bleihütten schieben sich vor den Ausblick.

Manchmal ziehen über das Land, wälzen sich über den zerklüfteten Boden, über die Felder und verhüllen die Gebände. Trotz des klaren Wetters ist der Himmel trübe und schmutzig. Nur in der Höhe, über dem Kopfe, wird er tief blau.

Überall liegen Ortschaften. Ihre Häuser sind rohe Ziegelbauten, oft schon brüchig, ihre rote Farbe ist unter dem schwärzlichen Rußüberzug verschwunden. Dazwischen liegen einzelne Bauernhöfen, mit niedrigen Dächern, mit dünnem Lehmbewurf sind die rohen Holzstämme, die die Wände bilden, bedeckt.

Dicht nebeneinander laufen die Kunststraßen, durchschnitten von quergezogenen, aus Schutt aufgeführten Wegen. In Windungen ziehen sich Fußsteige durch die düstigen Felder und durch die brachliegenden Straßen. Bald klimmen die Wege steile, rötlich-brüchige Stellen hinauf, bald winden sie sich um wild zerrissene Klüfte, bald wieder ziehen sie sich über hügeliges Land, dessen verbrannte Gras- und Unkrautnarbe davon zeugt, daß unter ihm der Grubenbrand zehrt. Aber dem wie mit Asche bedeckten Felde zittert in sichtbareren Wellen die erhitzte Luft, der Boden zeigt unzählige Risse, auf deren Rändern weiße Asche und Schwefelkrystalle liegen.

Dann wieder geht der Weg an rotbraunem, verbranntem Sandstein vorüber, der aus eingesenkten Stellen hervorragt. Die Wege verschwinden in kleinen Gruppen von Nadelhölzern, die wie mit schwarzem Ruß überzogen sind, verfielacht kommen sie auf der

anderen Seite wieder hervor und münden in Felser, deren Getreide nicht in dem klaren Gold der Reife prangt, sondern vom Rauche der Schornsteine geschwärzt ist. Die Kartoffeläcker liegen in kleinen, regellosen Parzellen zwischen dem Korn. Der in den Kartoffelfurden gepflanzte Kofol ist unnatürlich hoch geschossen und dürr. Das Grün der wenigen Büsche der baumlosen Wege ist mit dichtem, grauem Stand bezogen.

Ein langes, unregelmäßiges Thal senkt sich tief in die Erde hinein. Auf der einen Seite ist es überschüttet mit schwarz-grauem Steingeröll, auf der anderen terrassenförmig aufgebaut. Ganze Reihen von Arbeitern halten sich an den steilen Wänden der terrassenförmigen Seite. Sie schwingen ihre Keilhamen, liegen auf dem Rücken und auf der Seite, um der Kohle oder dem Erze die Stütze weghauen zu können, Klammern sich mit den Weimen an ein vor-springendes Stück Gestein und bohren sich hinein in die Kohlen- oder Erzadern. Andere werfen die losgelösten Erze in die Tiefe, wo Pferde auf Eisenbahnschienen die beladenen Förderwagen in die dunkle Strecke des Bergwerks ziehen.

Dicht daneben ragt das Förderwerk empor: große Hallen und hinter ihnen turmhohle Eisengestelle, über denen sich gewaltige Räder in rasender Eile drehen. An Seilen ziehen sie die Förderwagen aus den unter ihnen liegenden Schächten.

Ein anderer Weg führt zu einem Wald von Schornsteinen, der dicht gedrängte Dächer- und Turmmassen überragt. Da quillt es schwarzlich, gelb, weiß, braungrau aus den Dächern, den Röhren und den Mauern. Aus den Schornsteinen, die am Tage wie Rauch-Springbrunnen aussehen, siedet es schwarz, grau, rotbraun — alles mit einem grauen Ton, zu dem sich der Qualm in dicken Wolken wie ein Laubwalddach zusammenballt. Das ist eine Zink- und Eisenschütte.

Auf den weiten und breiten Schutthalden in seiner Nähe wächst nichts als dürrstiges Unkraut. In dem graugelben giftigen Kies und grünlichen Schlackensandern graben barfüßige Kinder und Frauen herum. Auch bei dem schwärzlichen Schlack wühlen fast nur mit Lumpen bekleidete Geschöpfe. Oft brennt der eben von Frauen und Pferden aus der Hütte auf Schienen hergeschaffte unreine Schlack noch.

Zwischen den Schlackenbergen schimmern große Teiche. Der Himmel kam sein Blau nicht in ihnen spiegeln. Stumpfe Flächen, bräunlich, mit Gießerei-Abwässern und Grubenwasser verdickt, sind es, die soviel Gift ausstrahlen, daß die Büsche und Bäume an ihren Uändern ihre dünnen Zweige und Blätter hängen lassen, mit unnatürlich gelbgrauen Farben.

Wo nicht Schutthalden die runden Hügel unterbrechen, da haben sich Ziegeleien und Kalksteinbrüche eingeböhrt. Nirgends sieht man eine ebene, gleichmäßige Fläche. Alles ist unterwühlt, überschüttet, zusammengebrochen. Hier hat eine Erdstüttung den Lauf eines Baches verändert, so daß er die Felser erfäuft; dort bildet das Grubenwasser zwischen verlassenen, zusammensinkenden Schuppen und verfallenden Ziegelöfen einen neuen Teich.

Auch die Wege wechseln. Alle münden plötzlich in einen Graben. Neue sind provisorisch aus Schlacke und Coaksresten aufgeschüttet — und überall das Bild des für den Augenblick Gesägten. Selbst die rasch dahinschießende Straßenbahn, die kleine Güterwagen mitschleppt, läuft auf solchen provisorischen Straßen. Die mit Kohlen beladenen Bauernwagen quälen sich durch lehmige, neue Wege, die sich von den Hauptstraßen abzweigen. Aufgeschwärtzte Bergleute gehen an den Kartoffeläckern entlang, sie halten die Grubenlampe noch in der Hand. —

Kleines Feuilleton.

1. Die „unterirdische Welt“ auf der Pariser Ausstellung. Am Fuße des Eiffelturmes, wo ein Palast für den Bergbau und die Metallurgie errichtet worden ist, werden die Besucher der Pariser Weltausstellung einen Einblick in die Schöpfungen der modernen Bergbau-Technik thun können. Noch interessanter wird jedoch eine andere Ausstellung werden, die ein wirkliches Bergwerk darstellen will, wo alles, was die Erde in ihrem Inneren an kostbaren Mineralien bietet, in seinem natürlichen Vorkommen und in seiner Gewinnung durch den Menschen vorgeführt wird. In den Katakomben, die sich unterhalb des Trocadero-Gartens und seiner Umgebung hinziehen, sollen zwei Sonderausstellungen geschaffen werden, von denen die eine als „unterirdische Bergwerks-Ausstellung“, die andere als „unterirdische Welt“ bezeichnet wird. Das Pariser „Echo des Mines“ veröffentlicht nach Angaben des die Arbeiten leitenden Ingenieurs einige interessante Einzelheiten. Der Zugang zur Bergwerks-Ausstellung wird in der Rue de Magdebourg liegen, wo ein Schacht von 5 Meter Durchmesser zu den unterirdischen Strecken führt wird, von wo man auch in die Transvaal-Vergausstellung wird gelangen können. In dieser künstlichen Grube werden die Besucher ein möglichst naturgetreues Bild eines Bergwerkes finden. Die Anlage wird eine großartige sein, denn die unterirdischen Strecken sollen in ganzen 700 Meter lang sein. Dort kann man sehen, wie die Kohle, das Gold, Silber, Blei, Kupfer und Eisen, das Steinsalz, der Diamant und andere nützliche Mineralien in der Natur vorkommen und wie sie gewonnen werden. Geht man dann nach der Transvaal-Ausstellung hinüber, so wird man dort ein wirkliches Goldruff sehen, das von Klaffern-Bergleuten bearbeitet wird, von hier aus kann man dann durch einen Stollen an das Tageslicht gelangen, wo die weitere Verarbeitung der Goldzerze in Augenschein zu nehmen ist. Noch merkwürdiger wird sich die „unterirdische Welt“ an-

nehmen, die sich genau unter dem Trocadero-Palast befinden und durch zwei langsam in die Tiefe sich neigende Strecken zugänglich sein wird. In dem Trocadero-Hügel, der größtenteils aus Kalk besteht, wurde früher wirklicher Bergbau getrieben, so daß man die bereits vorhandenen Hohlräume nur weiter auszubauen braucht. Die hier beabsichtigten Ausstellungen werden hauptsächlich archäologischer Natur sein. So wird man u. a. ein Bergwerk aus der Zeit der alten Phöniciere und dann ein mittelalterliches Bergwerk mit den Maschinen und Werkzeugen der damaligen Zeit vorführen. Ein besonderer Saal wird in das Grab Agamemnon's zu Mykenä verwandelt werden, wie es dereinst von Schliemann aufgefunden wurde. Man wird hier die alten Könige in Goldmasken und vom Kopf bis zu den Füßen in Gold eingehüllt finden, wie sie in dem Grabe beigesetzt wurden. Außerdem soll durch Diorament eine Vorstellung von dem Aussehen der Erdoberfläche zur Zeit der verschiedenen geologischen Epochen gegeben werden, besonders der Steinlorenzzeit, des Jura und des Tertiär mit der damals lebenden Pflanzen- und Tierwelt. Endlich werden Nachahmungen der berühmtesten Höhlen sowohl aus Europa als aus anderen Erdteilen in möglichst naturgetreuer Ausführung zu sehen sein, darunter solche von der Plauen Grotte bei Neapel, von den berühmten südfranzösischen Höhlen, von denen in den Marmorbergen von Annam, wo sich unterirdische Pagoden befinden, dann die Eremitengrotte am Toten Meer usw. —

— Ein Erdbeben in Alaska. Aus New York wird der „N.Y. Volksztg.“ geschrieben: John P. Kulis, ein Bergbauingenieur, der eine Expedition nach Alaska anführte, um das Vorhandensein von Platin festzustellen, hatte an der Südküste von Alaska Gelegenheit, ein furchtbares Erdbeben zu beobachten, über das er folgende zusammenfassende Mitteilungen aus Seattle machte. Wir befanden uns nicht weit vom Mittelpunkt der seismischen Bewegung, die wahrscheinlich durch einen Vulkanausbruch verursacht wurde. Schon zwei Monate zuvor hatten wir Rauchwolken von einem Bergseege, der einen Teil des Mount Logan zu bilden schien, aufsteigen sehen. Um dieselbe Zeit war uns mitgeteilt worden, daß die Spitze des St. Eliasberges eingestürzt sei, doch konnten wir nichts Näheres darüber in Erfahrung bringen. Unser Lager hatten wir an der Dschentamentbai, 60 Meilen von Nautat, aufgeschlagen. Es war anfangs September. Ganz plötzlich begann die Erde unter unseren Füßen zu wanken. Wir stürzten aus unseren Zelten und sahen vom Meer aus eine ungeheure Sturzwellen in die Bai hineinrollen. Alles im Stiche lassend, eilten wir die nahe Anhöhen hinan, während die Meeressvogen mit donnerartigem Getöse über den Strand rollten und unsere ganze Habe hinwegrissen. Nichts vermag die ursprüngliche, grausige Gewalt dieser Naturerscheinungen zu illustrieren. Gleich darauf durchbrach ein in den die Bai umfäumenden Bergen gelegener Landsee seine Schranken, und die entfesselten Wassermassen ergossen sich in die Bai. Der Hubbardgletscher, ein riesiges Eisfeld von fünf Meilen Länge und einer Dicke von 1500 bis 2000 Fuß, wurde durch das Erdbeben ins Wanken gebracht, rutschte eine halbe Meile in die Bai vor und brach in Stücke. Die Expedition hatte alles verloren und mußte unter großen Entbehrungen die Reise nach Nautatan antreten, wo sie von einem Zollkutter an Bord genommen wurde. —

Kunst.

— Der Hermes des Praxiteles in Olympia ist gefährdet, und zwar in beunruhigender Weise, da die im Vorjahre zur Prüfung des Museums abgeordnete Kommission nur von kleinen, einer Ausbesserung bedürftigen Löchern in den Mauern gesprochen, eine Gefährdung des Hermes aber als ganz ausgeschlossen bezeichnet hatte. Nun sind aber, wie die „Schl. Ztg.“ schreibt, auch diese Reparaturen nicht einmal zur Ausführung gekommen, so daß jetzt die östliche Wand des Museums von oben bis unten gerorsten ist und die anfangs unbedeutenden Löcher sich derartig erweitert haben, daß der innerhalb des Museums Stehende bequem die umliegenden Hügel und Felder erblicken kann. Ferner haben die Regengüsse die Dachziegel verrückt, und während der regnerischen Jahreszeit ist das Museumsgebäude derartig überschwenmt, daß ein Verkehr darin zur Unmöglichkeit wird. Eine andere Gefahr erwächst für die unschätzbare Bildsäule aus den in Olympia so häufigen Gewittern, die die Anbringung eines Blitzableiters, der leider noch immer fehlt, als im höchsten Grade notwendig erscheinen lassen müssen. Außerdem müßte das der Bildsäule gerade gegenüber liegende Fenster in der südlichen Museumswand zugemauert werden. Bei Festlichkeiten aller Art haben nämlich die griechischen Bauern die unausrottbare Gewohnheit, ihre Flinten abzuschließen. Und bei dieser Gelegenheit streifte eine Kugel den Hermes. Die griechische Presse wird nicht müde, die Gefahr für das Praxitelische Werk hervorzuheben, und es macht den Eindruk, als werde ihre Stimme diesmal nicht ungehört verhallen, sondern das griechische Kultusministerium zu den notwendigen Maßnahmen veranlassen. Der Kammer soll ein Gesetzentwurf unterbreitet werden, der eine Gründung von Museen in sämtlichen größeren Orten Griechenlands zum Schutze der Altertümer vorsieht. —

Kulturgegeschichtliches.

e. Eine seltsame Ceremonie bei den alten Griechen. Auf einer Ceremonie, die in Griechenland wenige Tage nach Geburt der Kinder vollzogen wurde, macht der französische Forscher Reinach aufmerksam. Ein Mann, der das Kind auf den

Armen trug, tief mehrmals um den Hausaltar herum. Man hat darin oft eine Reinigung durch das Feuer, oder auch eine Einweihung in den Familienkultus zu erblicken geglaubt. Aber diese Erklärung läßt ein wesentliches Element dieser Ceremonie, die man „amphidromos“ nannte, unerklärt: den unbedingt erforderlichen schnellen Lauf. Nach Reinach bieten die Aufzeichnungen anderer primitiver Völker eine Deutung dieser symbolischen Handlung. Die vorherrschende Idee ist, daß das Kind auch noch nach seiner Geburt am physischen Leben der Eltern teilnimmt. Während der ersten Tage bedarf es daher völliger Ruhe, und um seine Ruhe nicht zu stören, zwingt sich der Vater zuerst zur Unbeweglichkeit. Um es dann zum selbständigen Leben vorzubereiten, läßt der Vater mit ihm um den Familien-Altar herum, wie die heutigen Esihen um die Kirche bei der Taufe.

Völkerkunde.

— Ueber die Eingeborenen in Südafrika, die sich jetzt wie bei jedem Streit zwischen den Weissen zu rühren beginnen, wird der „Voss. Jtg.“ geschrieben: Von den beiden Hauptgruppen der südafrikanischen Eingeborenen, den Hottentotten und Kaffern, kommen hier nur die letzteren in Frage. Sie kamen ursprünglich von Norden und unterwarfen sich das Land; den Namen „Kaffern“ (Kafir, d. h. Ungläubige) legten ihnen die Araber bei. Ihre Religion enthält viele Anklänge an die mohammedanische und jüdische (Beschneidung, Waschungen vor dem Gebet, Schächten der Tiere, Verbot des Blutgenusses usw.). Von den Kaffern im engeren Sinne unterscheiden sich die ihnen verwandten Fingoes; zwischen beiden herrscht tiefe Abneigung, und jede Blutmischung wird ängstlich vermieden. Die Sprache der Kaffern ist von eigenartigem Wohlklang; sie beherrschen dieselbe meisterhaft und halten in Versammlungen oft stundenlange Reden. Die Dörfer der einzelnen Stämme liegen meist auf Anhöhen; die aus Strauchwerk gestrohten und mit Lehm beledeten Hütten haben die Form eines Weizenkorbes; in der Nähe befindet sich ein umzäunter Platz für das Vieh, umfern des Dorfes ziehen sich die mit Mais und Kaffernorn bestellten Felder hin. Die Bestellung derselben wie überhaupt jede Arbeit wird den Frauen überlassen, der Kaffer spielt den Herrn der Schöpfung und bringt den ganzen Tag im Nichtsthum hin. Des Abends wird entweder ein Mitt nach der nächsten Schankwirt'haft unternommen, oder die schwarzen Gestalten lagern sich um das Feuer, eifrig schwägend und dem „beer“ zusprechend, das sie selbst aus Kaffernorn bereiten. Weissen gegenüber caderbrechen sie meist ein schauderhaftes Englisch, auch der deutschen Sprache sind viele so weit mächtig, daß sie sich darin verständlich machen können. Der Kaffer ist meist von hohem Wuchs und kräftiger Gestalt; der Kopf ist stets unbedeckt, die Kleidung besteht nur aus einer umgeschlagenen Decke, die der Fingo mit Glasperlen zu verzieren pflegt. Der durchdringende unangenehme Geruch des Regers ist auch dem Kaffern eigen. Das Volk wird von einem grenzenlosen Aberglauben beherrscht, der von den „Zauberern“ genährt und ausgebeutet wird. An sie wendet sich der Kaffer in jeder Not, sei dies Krankheit, fehlender Regen oder sonst etwas. Eigentümlich ist das Verfahren, einen Dieb zu ermitteln, das sogenannte „Ausriechen“. Die Männer des Dorfes treten zu einem Kreise zusammen, der Zauberer stellt sich in die Mitte und beginnt seine Fragen. Wie ein Wahnsinniger tanzt er umher und stürzt sich plötzlich mit Geheul auf irgend einen der Männer, die zitternd ihr Schicksal erwarten. Das fast regelmäßig schuldlose Opfer gilt nun zweifellos als der Dieb und wird entsetzlichen Martern unterworfen. Die Engländer sowohl als die Boeren haben zwar diese barbarische Sitte durch Strafen auszurotten versucht, das nützt aber ebensowenig wie das Verbot, gefallene Tiere wieder auszugeben und zu verzehren. Den weissen Eroberern stehen die Kaffernstämme fast ohne Ausnahme feindselig gegenüber.

Geographisches.

— Ueber eine neue Leichhardt-Expedition, die von den australischen Kolonialregierungen ausgerüstet werden soll, bringt die „Voss. Jtg.“ einen ausführlichen Bericht. Es handelt sich darum, aufzuklären, welches Ende Leichhardt, der zuerst den fast ganz unbekanntem Erdteil durchquerte, genommen hat; bisher sind alle Nachforschungen ohne Erfolg gewesen. Ludwig Leichhardt hatte für seine erste, außerordentlich erfolgreiche Forschungsreise (von Moreton nach Port Essington) die großen goldenen Medaillen der geographischen Gesellschaften in London und Paris erhalten. Die Regierung von Neu-Südwales stattete ihn mit reichen Mitteln aus, und am 28. Februar 1848 brach der Forscher abermals auf, um von Sydney aus quer durch die ungeheure inneraustralische Wüste nach dem Swan River (Westaustralien) zu gelangen. Am 8. April gab er das letzte Lebenszeichen — bis auf den heutigen Tag ist auch nicht eine Spur der sieben Personen (darunter drei Deutsche) zählenden Expedition gefunden worden. An Nachforschungen hat es nicht gefehlt, und die beiden Landsleute des Verschollenen, Ferdinand v. Müller und Dr. G. Neumayer nahmen lebhaft teil daran. Als drei Jahre verflossen waren, ohne daß der gespannt harrenden Welt die geringste Nachricht zulam, machte sich der erfahrene Reisende Hobenden Hely im Januar 1852 auf, um Leichhardts Spuren zu folgen; im Juni kehrte er ohne das geringste Ergebnis zurück. Leider wurde die Erinnerung an den kühnen Gelehrten durch die kurz darauf folgende Entdeckung

der victorianischen Goldfelder für längere Zeit in den Hintergrund gedrängt — erst im Juni 1855 erinnerte man sich wieder der Pflicht, nach der verschollenen Expedition zu suchen und ihr, wenn möglich, Hilfe zu bringen. Die Leitung übernahm einer der bedeutendsten Forschungsreisenden Australiens, A. C. Gregory, dem sich auch Ferdinand v. Müller anschloß. Von der Mündung des Victoriaflusses drang man bis zur Mitte des Erdteils vor, mußte dann aber wegen gänzlichen Mangels an Wasser umkehren. Noch einmal (im Jahre 1856) versuchte Gregory von Norden her, der ersten Route Leichhardts folgend, Spuren der Vermissten zu finden — abermals vergeblich! Von 1860 ab durchzogen zahlreiche Expeditionen den Erdteil; alle hatten den Auftrag, nach Leichhardt zu forschen; im Jahre 1868 unterbreitete Dr. Neumayer der Royal Society in Sydney einen ausführlichen Plan zur Aussendung einer wissenschaftlichen Expedition, die in erster Linie die Aufgabe erhalten sollte, das Schicksal Leichhardts aufzuklären. Dieser Plan wurde von Neumayer auch in „Petermanns Mitteilungen“ in deutscher Sprache veröffentlicht, um das Interesse an Leichhardt bei dessen eigenen Landsleuten wachzurufen; leider blieb auch dieser Versuch ohne Erfolg, umsomehr, als die politischen Ereignisse bald hindernd dazwischen traten. Von Zeit zu Zeit wurde in späteren Jahren die Welt in Aufregung versetzt durch plötzlich auftauchende Nachrichten von der Auffindung Leichhardts und seiner Gefährten oder doch von Spuren derselben, und solche Nachrichten spornen immer wieder zu neuen Unternehmungen an. 1874 trat ein Mann, Andreas Hume, mit der Behauptung hervor, einen Gefährten Leichhardts in der Wildnis gefunden zu haben; Hume, ein entlassener Verbrecher, wurde darauf ausgesandt, jenen Spuren zu folgen; aber er kehrte nicht wieder. Der jetzt vorbereiteten, reich ausgerüsteten Expedition ist es vielleicht vorbehalten, trotz des verfloßnen langen Zeitraumes die Stelle zu finden, wo die Gebeine der Forscher ruhen.

Humoristisches.

— Der Herr Rat. „Donnerwetter, Marie, wie können Sie mich mittags so lang schlafen lassen; da kann ich im Bureau wieder den ganzen Nachmittag kein Aug' zuthun!“

— Familiensorgen. Der Herr Sohn: „Seit mein Papa von der Hofliste gestrichen wurde, habe ich so eisenfällige Angst, daß er verjumpt.“

— Im Joru. Herr Huber kommt erst um zwei Uhr zum Mittagessen. Seine Frau schimpft ihn gehörig aus. Zum Schluß wendet sie sich auch an seinen Hund, der ihn begleitet hat: „Und Du, Rabenvieh, mußt auch so lang ausbleiben!“

Notizen.

— „Die Kalmigräfin“ betitelt sich eine neue dreaktige Operette von Gustav Meyer, deren Text Arnold Häufeler und Max Möller verfaßt haben. Das Werk wurde für das Stadttheater in Leipzig zur Aufführung erworben.

— Siegfried Wagners „Varenhäuter“ wurde in Darmstadt mit Erfolg aufgeführt.

— Ein neues Stück von Th. Herzl, das den Titel „I love you“ führt, ist vom Wiener Burgtheater zur Aufführung angenommen und wird im November gegeben werden.

— Der Wiener Ausschuss für das Anzengruber-Denkmal hat die Ausführung des Monuments dem Bildhauer Hans Scherpe übertragen, der schon das Grabmal Anzengrubers auf dem Wiener Central-Friedhof gearbeitet hat.

o. Die „Guildhall School of music“, das größte Londoner Konservatorium, veröffentlicht hieben seinen Jahresbericht für das letzte Schuljahr. Die Schüler haben zu den Kosten des Unternehmens 600 000 M. beigetragen; die Gehälter der Lehrer haben 470 000 M. betragen und der Rest diente zur Dedung der übrigen Unkosten. Das Honorar, das die Lehrer für eine Stunde beziehen, variiert zwischen 6 M. und 15 M. Ein Violin-, ein Gesang- und ein Klavierlehrer erhalten je 12 800 M. Jahresgehalt, 10 Lehrer hatten nur 8000 M., und 13 Lehrer mußten sich mit 6000 M. begnügen; das ist aber das niedrigste Honorar.

— Der erste Begründer einer Zeitung in finnischer Sprache, Peter Hannikainen, ist im Alter von 86 Jahren in Wiborg (Finnland) gestorben. Er hat auch zahlreiche Uebersetzungen und selbst das erste Schauspiel in finnischer Sprache geschrieben.

— Der neue Komet, der seit Anfang Oktober am Abendhimmel im Fernrohr zu beobachten ist, entfernt sich bereits wieder ziemlich rasch von uns; und da er nach einer Kiefler Berechnung seiner Bahn bereits am 27. August der Sonne am nächsten stand, so ist auch seine Helligkeit in starker Abnahme begriffen. In stärkeren Fernrohren wird er aber noch einige Zeit zu beobachten sein, da seine Stellung am Abendhimmel jetzt zunächst eine immer günstigere wird. Der Komet bewegt sich gegenwärtig rechtläufig in der Mitte des Sternbildes Ophiuchus, überschreitet am 16. Oktober den Äquator und geht im November in das Sternbild des Adlers über. Er hat jetzt bereits einen Abstand von uns größer als die doppelte Entfernung Erde-Sonne, und auch von der Sonne hat er bereits nahezu den doppelten Abstand der Erde erreicht. Sein kleinster Abstand von der Sonne betrug 1,7 Erdweiten.